

BEN KANE



LION
HEART

IM DIENSTE DES LÖWEN

HISTORISCHER ROMAN

lübbe

Inhalt

Cover	
Über das Buch	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
Widmung	
Personenverzeichnis	
Prolog	
ERSTER TEIL	
Kapitel I	
Kapitel II	
Kapitel III	
Kapitel IV	
Kapitel V	
Kapitel VI	
Kapitel VII	
ZWEITER TEIL	
Kapitel VIII	
Kapitel IX	
Kapitel X	
Kapitel XI	
Kapitel XII	
Kapitel XIII	
Kapitel XIV	
Kapitel XV	
Kapitel XVI	
Kapitel XVII	
Kapitel XVIII	
Kapitel XIX	

Kapitel XX
DRITTER TEIL
Kapitel XXI
Kapitel XXII
Kapitel XXIII
Kapitel XXIV
Kapitel XXV
Kapitel XXVI
Kapitel XXVII
Kapitel XXVIII
Kapitel XXIX
Kapitel XXX
Kapitel XXXI
Kapitel XXXII
Kapitel XXXIII
Anmerkungen des Autors
Glossar

Über das Buch

Rebell, Anführer, Bruder, König - Richard Löwenherz!
1179: Heinrich II. Plantagenet herrscht über England und Teile Frankreichs. In seinem Haus aber herrscht Unruhe, sogar zur Rebellion kommt es. Ausgerechnet Ferdia, ein irischer Adliger, der als Geisel an den Hof kam, rettet seinem Sohn Richard das Leben. Zum Dank wird er Richards Knappe und darf ihn fortan begleiten. Sie ziehen in den Krieg, kämpfen hart und siegen, und Richard macht sich als Löwenherz einen Namen. Doch bald erkennt Ferdia: Sein Herr schwebt erneut in Gefahr, denn der Ruhm sorgt für Neider, auch in Richards eigener Familie ...

Auftakt einer neuen Reihe um Richard Löwenherz, erzählt aus der Sicht seines treuen Knappen

Über den Autor

Ben Kane wurde in Kenia geboren und wuchs in Irland auf, im Heimatland seiner Eltern. Bevor er sich ganz dem Schreiben widmete, arbeitete er als Tierarzt. Schon als Kind übte die Geschichte Roms eine große Faszination auf ihn aus, weshalb mit der Veröffentlichung seines Debüts *Die Vergessene Legion* ein lang gehegter Traum in Erfüllung ging. Mittlerweile ist Ben Kane Bestsellerautor und lebt mit seiner Familie in North Somerset, England.

BEN KANE

LION
HEART

IM DIENSTE DES LÖWEN

HISTORISCHER ROMAN

Aus dem Englischen von Dietmar Schmidt

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2020 by Ben Kane

Titel der englischen Originalausgabe: »Lionheart«

Originalverlag: Orion

First published in Great Britain in 2020 by Orion Fiction, an imprint of
The Orion Publishing Group Ltd., an Hachette UK Company

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Rainer Delfs, Scheeßel

Titelillustration: © Henry Steadman

Umschlaggestaltung: Thomas Krämer

eBook-Erstellung: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7517-0400-7

[luebbe.de](#)
[lesejury.de](#)

*Für Joe Schmidt, Rugby-Trainer ohnegleichen,
mit tiefstem Respekt*

Trotz der Enttäuschung von Japan werden die irischen Rugby-Fans Sie und Ihr Vermächtnis niemals vergessen. Ich wünsche Ihnen für die Zukunft alles Gute und jeden Erfolg, und sollte mir eines Tages das große Glück beschieden sein,

Sie kennenzulernen, gehen die Drinks auf mich!
(PS: Ein passenderer Titel für ein Buch, das ich Ihnen widmen möchte, will mir nicht einfallen.)

PERSONENVERZEICHNIS

(Historische Persönlichkeiten sind durch einen * gekennzeichnet.)

Ferdia Ó Catháin/Rufus, ein irischer Edelmann aus Nord-Leinster.

AUF STRIGUIL

Robert FitzAldelm, »Stiefel und Fäuste«, Ritter.

Richard de Clare, Earl von Pembroke (verstorben).*

Aoife (Eva von Leinster), seine Witwe.*

Isabelle, ihre Tochter.*

Gilbert, ihr Sohn und Erbe.*

Rhys, walisischer Waisenjunge.

Hugo, Walter, Reginald und Bogo, Knappen.

Big Mary, Wäscherin.

FitzWarin, Ritter und Freund Robert FitzAldelms.

Gilbert de Lysle, Bote von Herzog Richard.

Guy FitzAldelm, Ritter und Bruder Robert FitzAldelms.

DAS HAUS VON ANJOU UND SEINE GEFOLGSLEUTE

Henry II. (Heinrich II.), König von England und Graf von Anjou.*

Alienor (Eleonore) von Aquitanien, seine Gemahlin.*

Henry (»Hal«), der Junge König, ältester überlebender Sohn Henrys II.* (William, der älteste Sohn, starb 1156 mit 3 Jahren.)

Richard, Herzog von Aquitanien und zweiter Sohn Henrys II.*

Geoffrey, Graf der Bretagne und dritter Sohn Henrys II.*

John »Lackland« (Johann Ohneland), jüngster Sohn Henrys II.*

Matilda*, eine von Henrys Töchtern, verheiratet mit Heinrich dem Löwen*, ehemaliger Herzog von Sachsen und Bayern.

Alienor, Juvette, Zofen Matildas.

Beatrice, Zofe Königin Alienors.

Geoffrey, unehelicher Sohn Henrys II. und sein Kanzler.*

Geoffrey de Brûlon, Ritter.*

Maurice de Graon, Ritter.*

Hawise (Isabel) von Gloucester, Braut Prinz Johns.*

RICHARDS HAUSHALT

André de Chauvigny, Ritter und Cousin von Herzog Richard.*

Jean de Beaumont, Ritter.

John de Mandeville, Louis, »Wiesel« John, Knappen.

Philip, Knappe und Freund von Rufus.

Owain ap Gruffydd, walisischer Ritter.

Richard de Drune, englischer Waffenknecht.

DER HAUSHALT DES JUNGEN KÖNIGS

William Marshal, Ritter.*

Adam d'Yquebeuf, Ritter.*

Thomas de Coulonces, Ritter.*

Baudouin de Béthune, Ritter.*

Simon de Marisco, Ritter.*

Heloise von Kendal, Mündel William Marshals.*

Joscelin, Knappe William Marshals.

Jean d'Earley, Knappe William Marshals.*

ANDERE FIGUREN

Philippe Capet* (Philipp II. Augustus), König von Frankreich und Sohn von Louis Capet* (König Ludwig VII. der Jüngere, verstorben).

Bertran de Born, Troubadour.*

Graf Vulgrin Taillefer von Angoulême.*

Matilda, seine Tochter.*

Guillaume und Adémar Taillefer, Vulgrins Brüder.*
Graf Aimar von Limoges, ihr Halbbruder.*
Philippe, Graf von Flandern.*
Guillaume des Barres, einer von Philippes Rittern.*
Graf Raymond von Toulouse.*
Graf Hugues von Burgund.*
Pierre Seillan, enger Berater Graf Raymonds.*

PROLOG

An die Großen erinnert sich die Geschichte, an Könige und Kaiser, an Päpste. Gewöhnliche Menschen wie Ihr und ich hingegen sinken namenlos in ihr Grab. Kein Erzbischof zelebriert bei unserer Trauerfeier das Hochamt, kein prächtiges Monument steht auf unserer letzten Ruhestätte. Dennoch waren einige von uns dabei, als das Schicksal von Königreichen in der Schwebe hing und sich in Schlachten, die schon verloren schienen, das Kriegsglück wendete. Stets vergessen von den Historikern und den Chronisten der Klöster, halfen wir doch den Mächtigen auf ihrem Weg zu Ansehen und ewigem Ruhm.

So weißhaarig und bucklig ich nun sein mag, in meiner Zeit führte ich an der Seite der besten Männer das Schwert. Die ganze Christenheit kennt Richard, König von England, Herzog der Normandie, Graf der Bretagne und von Anjou - Richard Löwenherz. Nur sehr wenige haben je von Rufus gehört, und noch weniger von Ferdia Ó Catháin. Mich betrübt das nicht. Gedient habe ich Richard weder für Reichtum noch Ruhm. Treue machte mich zu seinem Mann, und sein Mann bin ich noch immer, auch wenn er seit dreißig Jahren tot ist, Gott sei seiner Seele gnädig.

Mein Augenlicht schwindet, meine Muskeln erschlaffen. Einst war es mir eine Wonne, in vollem Harnisch auf dem Schlachtross zu reiten. Heute freue ich mich, wenn ich zur Bank vor der Tür schlurfen und meine Knochen in der Sonne wärmen kann. Der Tod wird auch zu mir kommen, wenn nicht in diesem, so im nächsten Winter. Ich bin bereit für ihn, aber ich bete, dass die Mönche genügend Zeit

haben, um meine Geschichte aufzuzeichnen, wie sie sich begeben hat, bevor ich meinen letzten Atem aushauche.

Dreimal zwanzig und noch zehn Jahre sind eine weit längere Spanne, als sie besseren Männern vergönnt war. Mein Leben ist reich gewesen. Ich habe die exquisite Wonne wahrer Liebe erfahren, die vielen anderen verwehrt blieb. Ich kannte sie, und mir ging das Herz auf, als ich meine Söhne und meine Tochter neugeboren in den Armen hielt. Ich hatte Waffengefährten, die mir näherstanden als auch nur einer meiner leiblichen Brüder. Mehr als einmal drang Kummer in mein Leben, und die Tragödie ebenso. Sie sind nur Prüfungen, an denen der Herr unseren Glauben misst. Seine Last erneut zu schultern und weiterzumachen, mehr kann ein Mann dann nicht tun. Es heißt, die Wege Gottes seien unerforschlich, und für meinen Weg gilt das mit Sicherheit. Aus einem wenig bekannten Teil Irlands gelangte ich nach England, wo ich in die Dienste des größten Kriegers unserer Zeit treten durfte – Richard Cœur de Lion. Gemeinsam haben wir Burgen belagert und ein Dutzend Schlachten geführt. Ich habe für Richard geblutet und getötet. Dass ich für ihn auch gemordet habe, darauf bin ich nicht stolz. Ich habe diese Sünden gebeichtet, aber in meinem Herzen bin ich unbußfertig. Gott möge mir vergeben, aber wenn ich die Kraft dazu hätte, ich würde jene Männer erneut töten.

Ich werde fortfahren, sonst geht die Sonne unter, und wir sprechen noch über meine Seele. Ich war dabei, als Richard zum letzten Mal seinem Vater begegnete, Henry II. Ich stand in der Westminster-Abtei, als er gekrönt wurde. Auf Zypern kam ich beinahe zu Tode, als ich seine Königin rettete. Bei Arsuf kämpften wir Seite an Seite und besiegten Saladin. Nicht lange darauf marschierten wir bis fast vor die Tore Jerusalems. Nachdem Richard auf seiner Heimreise aus dem Heiligen Land verraten worden war, saßen der König und ich im selben Verlies. Ich half ihm, seinem Bruder John, diesem Hund, wieder abzunehmen,

was rechtmäßig Richard gehörte. John ist jetzt genauso tot wie Richard, und wenn Gott gerecht ist, schmort er in der Hölle.

Aber ich habe mich vergaloppiert und beinahe das Ende der Geschichte vor ihrem Beginn erzählt. Die geneigte Leserschaft mag sich wundern: Ein Ire soll dem englischen König gedient haben? Den Heiligen sei gedankt, dass mein Vater gestorben ist, ohne je davon zu hören! Habe ich es jemals bereut? Hin und wieder vielleicht, aber einmal geleistet, ist ein Eid heilig, und das Band der Kameradschaft, das im Krieg geknüpft wird, lässt sich nicht durchtrennen. Vielleicht ergibt, was ich sage, keinen Sinn. Verzeiht die Abschweifungen eines alten Mannes.

Gehen wir ein halbes Jahrhundert zurück und beginnen die Geschichte auf ein Neues ...

ERSTER TEIL

> 1179 <



KAPITEL I

Zehn Jahre lag es zurück, dass der verräterische einstige König von Leinster, Diarmait Mac Murchada, die Engländer nach Irland geholt hatte. Die Eroberung der Insel war keineswegs abgeschlossen, aber die Grauen Fremden, wie wir sie nannten, besaßen die Oberhand. Das zeigte sich nicht nur an dem Streifen der Ostküste, den sie hielten, sondern auch daran, dass viele irische Provinzkönige dem englischen Monarchen Henry den Lehnseid angeboten hatten. Vor vier Jahren dann waren all unsere Hoffnungen wie von einem Hammerschlag zerschmettert worden, als auch König Ruairidh von Connacht ihm Gefolgschaft schwor.

Mein Vater war ein niederer Adliger und saß im Norden Leinsters. Nachdem Diarmaits Bündnis mit den Engländern besiegelt worden war, hatte er Ruairidh die Lehnstreue angeboten. Als sich nun auch Connacht den Grauen Fremden zuwandte, betrachtete Vater das als Verrat und tat wütend das Unvorstellbare: Er schloss sich unserem alten Feind an, dem König von Ulster, den die Invasoren noch nicht überrannt hatten. Vaters Entscheidung erwies sich als unbedacht. Als der Feind in unser Land einfiel, beantwortete Ulster unseren Hilferuf nicht. Wir kämpften tapfer, aber schon bald waren wir besiegt.

Mich nahm man zur Geisel, um das Wohlverhalten meiner Familie zu erzwingen, und brachte mich nach Dublin. Von dort reiste ich auf einer robusten Kogge übers Meer nach Süden und nach Osten an die wolkenverhangene walisische Küste, an der sich auf ganzer

Länge eine Burg an die andere reihte. Überziehe ein Land mit solchen Festungen, dachte ich grimmig, und die Einheimischen können nirgendwohin ausweichen. Sie sind gezwungen, sich zum letzten Kampf zu stellen, genau wie meine Familie. Wieder stand mir der Sturmangriff der englischen Ritter vor Augen, eine unaufhaltsame Welle, die unsere leicht gepanzerten Krieger zermalmt hatte.

Unsere Reise endete in Sichtweite zu England an der Burg, die sie Striguil nannten. Heimstatt der Familie de Clare, steht sie auf einer Klippe über dem Fluss namens Wye, und sie war die größte Burg, die ich bis dahin gesehen hatte. Den mächtigen rechteckigen Turm umgab eine Mauer, die sich um den Gipfel des Hügels schlängelte. Wie ich entdecken sollte, umlief die Burg ein Wehrgraben, nur nicht an der Seite, die dem Wye zugewandt war. Ich ließ es mir nicht anmerken, aber ich war beeindruckt. Wenn dies der Stammsitz eines Earls sein sollte, wie wahrhaft beachtlich musste erst König Henrys Donjon sein. Die Engländer waren nicht nur Könner im Kampf, erkannte ich, sondern auch geschickte Baumeister. In mir regte sich die Befürchtung, dass Irlands Häuptlinge und Könige die Invasoren niemals ins Meer zurücktreiben könnten. Ich unterdrückte das Gefühl, denn mir schien, dass es meine Lage nur verschlimmern konnte, wenn ich aufkommender Verzweiflung nachgab. Solange ich davon träumen konnte, die Engländer in meinem Land zu besiegen, ließ sich das Elend, das auf mich gehäuft wurde, ertragen.

Ich war neunzehn Jahre alt, überragte die meisten, hatte einen zerzausten, unbändigen Haarschopf und eine knochige Gestalt. Von der Arroganz der Jugend erfüllt, sprach ich damals nur wenig Französisch und kein einziges Wort Englisch. Seit mein Vater mich mit steinerner Miene in die Gefangenschaft ausgeliefert hatte, ertrug ich klaglos schwierige Zeiten. Seine Abschiedsworte: »Gib nur dann nach, wenn du nicht anders kannst - tu nur das, was du tun musst« hatte ich mir zu Herzen genommen und weigerte

mich, auch nur einen Befehl zu befolgen. Am ersten Tag nannte ich den ungeschlachten Ritter mit dem eckigen Schädel, in dessen Obhut ich gegeben worden war, eine Flohtöle und fügte hinzu, dass seine Mutter sich in den dreckigen Hintergassen von Dublin verkaufe. Welche Folgen das für mich haben könnte, hatte ich nicht bedacht. Einige Matrosen waren Iren, und vom Ritter eingeschüchtert, dolmetschten sie ihm, was ich gesagt hatte.

Meine Schmähungen an diesem ersten Tag handelten mir eine Abreibung ein, mit meiner Sturheit danach erwarb ich mir keinen Respekt, sondern nur mehr Prügel und karge Rationen. Blicke ich heute zurück, wundere ich mich nicht nur über mein starrköpfiges Verhalten, sondern vor allem über meine Kurzsichtigkeit. Als die Reise zu Ende ging, waren mir die Stiefel und die Fäuste des Ritters alte Bekannte. Unauslöschlich brannte in mir die Wut über die Demütigung, und wäre mir eine Waffe in die Hände gefallen, hätte ich den Ritter in die See geworfen oder ihm noch Schlimmeres angetan. Doch trotz meines jugendlichen Draufgängertums war ich so klug zu wissen, dass ich ihm nach solch einer Tat auf den Grund des Ozeans gefolgt wäre, also vergrub ich meinen Hass tief in mir und hoffte auf eine Gelegenheit zur Rache.

»Rufus.«

Ich achtete nicht darauf, dass ich angeredet wurde, weil ich noch nicht an den Namen gewöhnt war, den meine Geiselnnehmer mir gegeben hatten – finster nahm ich an, sie seien unfähig oder eher unwillig, Ferdia richtig auszusprechen. Mein Blick hing an den Gestalten, die auf dem hölzernen Landesteg unterhalb der Burg standen. Wie es schien, war die Nachricht von unserem Kommen uns vorausgeeilt. Ich hatte keine Vorstellung, wer uns an Land in Empfang nehmen würde, aber es würde nicht der alte Burgherr sein, Richard de Clare, der Earl von Pembroke, einer der Anführer der Invasion Irlands. De Clare war tot,

Gott sei gelobt. Aber hätte der Earl noch gelebt, hätte er sich bestimmt nicht herabgelassen, der Ankunft eines Gefangenen wie mir beizuwohnen. Das Gleiche galt für seine Gemahlin, die Gräfin Aoife, die seit seinem Tod auf der Burg herrschte. Sie sei von großer Schönheit, hieß es, und ich hatte nachts angenehme Träume mit ihr heraufbeschworen, um mich von meiner dünnen Decke und den harten Planken abzulenken.

»Rufus, du Hund!« Stiefel und Fäuste – mein Spitzname für Robert FitzAldelm, den hohlköpfigen Ritter, der unsere Gruppe anführte – klang verärgert.

Endlich erlangte er meine Aufmerksamkeit. Ich erkannte »Rufus«. Ich wusste, was *chien* bedeutete. Ich bin so hochgeboren wie du, dachte ich voll Verachtung. Von seinem letzten Übergriff schmerzten mir noch die Rippen, und dennoch, störrisch bis zuletzt, hielt ich den Blick auf den nahen Anlegesteg gerichtet und blieb mit den Gedanken bei Aoife. Als Tochter von Diarmait Mac Murchada, des Königs von Leinster, und Witwe von Richard de Clare war sie die Herrin meines Geschicks.

»Rufus!«

Ich beachtete ihn nicht.

Schmerz traf meinen Kopf wie ein Felsblock. Mir verschwamm die Sicht. Die Kraft des Hiebes warf mich zur Seite. Torkelnd prallte ich gegen einen Matrosen. Er stieß mich fluchend weg, meine Knie gaben nach, und ich stürzte aufs Deck. Stiefel und Fäuste stürzte sich mit seinem üblichen Eifer auf mich, wie immer sorgsam bedacht, mir nicht ins Gesicht zu treten. Schlau wie ein Fuchs war er, und er wusste genau, dass jene, die über ihm standen, die Bestrafungen nicht geduldet hätten, welche er großzügig austeilte, seit wir von Dublin ausgelaufen waren.

»*Arrêtez!*« Die Stimme klang grell, aber befehlsgewohnt. Eine Mädchenstimme.

Dieses französische Wort erkannte ich: Es bedeutete »aufhören«.

Mein Herz pochte. Kein weiterer Tritt traf mich.

Das Mädchen ergriff erneut das Wort und stellte ärgerlich eine Frage, die ich nicht verstand.

Stiefel und Fäuste rückte von mir ab, während er antwortete. Er klang respektvoll, aber widerwillig. Ich konnte seinen Worten nichts entnehmen.

Mir schwindelte zwar noch, aber ich öffnete die Augen und schaute zur Seite. Eine Reihe eiserner Nagelköpfe. Lücken zwischen den Planken. Unter mir schäumendes Wasser von mehreren Fingerbreit Tiefe, das in dem Raum unter dem Deck stand. Der Gestank nach verfaultem Essen und Urin - den Befehlen des Schiffers zum Trotz erleichterten sich einige Männer nicht gern über die Bordwand. Stiefel und Schuhe schritten über die Planken, Erstere von den Soldaten getragen, Letztere von Matrosen mit schwierigen Händen. Eine Taurolle. Die Böden von Fässern, in denen sich Wasser, Met und gepökelttes Schweinefleisch befanden.

Stiefel und Fäuste ließ mich in Frieden. Ich entschied, dass ich mich ungefährdet erheben konnte, und setzte mich auf. Stechender Schmerz schoss mir aus Bauch und Rücken, Armen und Beinen durch den Leib. Ich versuchte dankbar zu sein, dass es sich beim einzigen Teil von mir, den er verfehlt hatte, um meine Leisten handelte. Ich warf einen Blick zu Stiefel und Fäuste, der sich noch mit dem Mädchen auf dem Steg unterhielt. Wir hatten rasch angelegt, und Männer machten das Schiff mit dicken Tauen fest. Beim Aufstehen hielt ich mich an der Bordwand fest und sah zu meinem Erstaunen, dass das Mädchen noch ein Kind war. Sie trug ein Kleid in der Farbe von Maulbeeren und darüber einen dunkelgrünen Mantel mit silberner Borte, und sie konnte nicht älter sein als sechs Jahre. Lange rote Zöpfe, von einem helleren Ton als meine eigenen Haare, umschlossen ihr ernstes ovales Gesicht.

Der Blick ihrer grauen Augen fiel auf mich. Irgendwie ahnte ich, dass sie die Tochter Richard de Clares und

Aoifes war. Was sie hier allein suchte, ging über mein Begreifen. Ich schützte Respekt vor, den ich nicht empfand, indem ich den Kopf neigte, und stellte mich ihrer unverwandten Musterung.

»Bist du verletzt?«, fragte sie.

Mir sank die Kinnlade herunter. Das Mädchen hatte mich nicht auf Französisch, sondern in meiner eigenen Zunge angesprochen.

»Mutter sagt, dass es unhöflich ist, sein Maul so aufzusperren. Wenn sonst nichts passiert, kommen Fliegen rein.«

Ich schloss den Mund, fühlte mich töricht und brachte hervor: »Ich bitte um Entschuldigung. Ich habe nicht damit gerechnet, hier Irisch zu hören.«

»Mutter besteht darauf, dass wir es lernen. ›Ihr mögt halb-englisch sein‹, sagt sie, ›aber ihr seid auch halb-irisch.«

Meine Ahnung hatte mich nicht getrogen. Ich setzte ein Lächeln auf. »Wie es klingt, ist deine Mutter eine weise Frau. Um deine Frage zu beantworten, ich glaube nicht, dass er mir etwas gebrochen hat.« Am liebsten hätte ich Stiefel und Fäuste, der sein Möglichstes tat, um zu verstehen, was wir sprachen, mit einem bösen Blick bedacht, aber ich entschied, dass es klüger sei, darauf zu verzichten. »Meinen Dank für dein Einschreiten.«

Ein knappes Nicken.

Sie war ein Kind, aber sie strahlte Würde aus. Das war kein Wunder, entschied ich, wenn man ihre Abkunft bedachte.

»Wie heißt du?«

»Ferdia Ó Catháin.«

Zu meiner Überraschung sprach sie meinen Familiennamen richtig aus, als sie ihn wiederholte: das »C« hart wie ein K, das »t« stumm, den Rest des Wortes wie »heun«. Mit einem Aufblitzen der Freude dachte ich: Ihre Mutter ist stolz auf ihre irischen Wurzeln.

Stiefel und Fäuste knurrte etwas auf Französisch. Ich verstand davon nur »Rufus«.

»Er sagt, sie nennen dich Rufus.« Das Mädchen neigte den Kopf zur Seite. »Ich verstehe, wieso.«

Trotz meiner Schmerzen amüsiert, hob ich die Hand an den Kopf. »Mutter pflegte zu sagen, dass mich die Feen an den Fersen über einen Topf mit Färberkrapp gehalten haben müssen, anders könnte ich so rote Haare nicht bekommen haben. Dich haben die Feen wohl etwas schneller wieder freigelassen.«

Das ernste Gebaren des Mädchens verflüchtigte sich, und es lachte auf. »Ich werde dich auch Rufus nennen!« Sie musste mir etwas am Gesicht angesehen haben, denn ihre Miene änderte sich. »Es sei denn, es ist dir lieber, wenn ich es nicht tue?«

Erneut unterbrach Stiefel und Fäuste. Obwohl ich kaum Französisch verstand, wurde mir klar, dass er mich vom Schiff haben wollte. Die Soldaten standen schon auf dem Steg und nahmen ihre Schilde und in Leder gewickelte Waffenbündel entgegen, die ihnen die Matrosen anreichten.

Ohne auf das Unbehagen zu achten, das die Bewegung hervorrief, schwang ich ein Bein über Bord und ließ mich auf den Steg rutschen. Stiefel und Fäuste folgte. Er wies auf den Weg, der durch eine Ansammlung von Häusern zur Burgmauer führte, und sagte wieder etwas auf Französisch.

Verflucht, dachte ich. Ich muss ihre Sprache lernen, sonst wird mein Leben unmöglich. »Er will, dass ich hinaufgehe?«, fragte ich das Mädchen.

»Ja.« Ihr gebieterisches Gebaren von vorhin war verflogen. Fast war es, als würde sie die Grenzen ihrer Macht genau kennen. Sie konnte verhindern, dass ich misshandelt wurde, aber an meinem Schicksal als Gefangener vermochte sie nichts zu ändern.

Ich widerstand dem ersten Stoß in den Rücken, den Stiefel und Fäuste mir versetzte. »Wie heißt du?«

»Isabelle!« Die Stimme – die Stimme einer Frau – kam von irgendwo hinter der Palisade. Sie klang schrill und misstrauisch. »I-sa-belle!«

Ein schelmisches Lächeln. »Isabelle. Isabelle de Clare.«

Meine Ahnung hatte mich nicht getrogen. Ich neigte ein zweites Mal den Kopf, williger diesmal, denn das Mädchen hatte das Herz am rechten Fleck. Damit die Iren unter dem Schiffsvolk mich nicht verstanden, senkte ich die Stimme und sagte: »Ich schulde dir meinen Dank, dass du den *Amadán* gehindert hast, mich zu Brei zu treten.«

Sie kicherte. »Sei vorsichtig, wie du FitzAldelm nennst. Er könnte ein paar Brocken Irisch verstehen.«

»Er versteht kein Wort.« Zuversichtlich, dass ich bald in der Wohnhalle speisen würde, wandte ich mich ihm ein wenig zu. »Stimmt's, Amadán?«

Stiefel und Fäuste – FitzAldelm – runzelte die Stirn und stieß mich an.

»Siehst du?« Mein Übermut nahm immer weiter zu.

»Isabelle!« Die Stimme schwoll an zum Kreischen eines alten Drachen.

Isabelle rollte mit den Augen. »Das ist meine Amme. Ich gehe wohl besser.« Sie raffte die Röcke auf, damit sie nicht durch den Schlamm schleiften, und eilte vor uns den Pfad hinauf. »Leb wohl, Rufus!«

»Leb wohl, Herrin!«, rief ich.

Zum ersten Mal hatte es mir nichts ausgemacht, dass jemand mich Rufus nannte. Aber meine Freude war von nur kurzer Dauer.

Stiefel und Fäuste versetzte mir mit aller Kraft einen Schlag in den Rücken. Fast wäre ich aufs Gesicht gestürzt. Ich rappelte mich auf, die Ohren voller Flüche, und machte mich an den Aufstieg. Isabelle durchschritt gerade das Tor in die Burg und bemerkte meine Misshandlung nicht.

Fast hätte ich ihr nachgerufen, aber völlig überzeugt, dass die Schindereien bald ein Ding der Vergangenheit wären, hielt ich den Mund. Wenn Aoife eine gerechte Frau

ist, überlegte ich, wird Stiefel und Fäuste vielleicht sogar bestraft für das, was er mir angetan hat.

Als ich das Tor erreichte, das schon wieder geschlossen worden war, sah ich zum Rand der Burgmauer hoch. Drei Männerlängen hoch musste er aufragen. Dem Wächter, der von oben auf mich hinunterglotzte, konnte ich in die Augen sehen, aber er war hinreichend weit aus meiner Reichweite, dass ich erkannte, wie unsinnig ein Versuch wäre, diese Festung im Sturm zu nehmen.

»*Ouvrez la porte!*«, befahl Stiefel und Fäuste wütend.

Öffnet das Tor, dachte ich. Erinnerere dich an diese Worte.

Ungeduldig trat Stiefel und Fäuste an mir vorbei und hämmerte mit der Faust gegen die Baumstämme. So fest es auch gebaut war, das Tor stellte die Schwachstelle in diesem Abschnitt der Wehranlagen dar. Im Fall eines Angriffs würden die Garnisonssoldaten jedoch Töpfe mit erhitztem Sand auf die Köpfe der Angreifer leeren, während von den Brustwehren die Pfeile flogen.

Knarrend öffnete sich das Tor, und ein Soldat in Gambeson und Ringpanzerhemd stand vor mir. Eindeutig ein Mann, der im Rang weit unter Stiefel und Fäuste stand, ertrug er FitzAldelms Beschimpfungen ohne Widerwort. Eine Frage wurde gestellt. Ich hörte den Namen »Eva«, das französische Wort für Aoife. Der Soldat maß mich mit einem neugierigen Blick und schüttelte den Kopf.

Ich hatte keine Zeit, über die Bedeutung dessen nachzudenken, was ich beobachtet hatte, denn Stiefel und Fäuste stieß mir ins Kreuz, seine Art, mir mitzuteilen, dass ich eintreten sollte.

Ich war schon in einem Burghof gewesen, wie die Engländer den Raum innerhalb der Wehranlagen nannten, aber noch nie in einem so großen. Er bildete ein unregelmäßiges Viereck, in der Mitte zum Himmel offen, und war auf einer Seite von dem zwei Stockwerke hohen Wehrturm mit angebauten Küchen- und Lagerhäusern begrenzt. Auf den anderen Seiten der Burgmauer standen

Gebäude mit schrägen Dächern, die ich für Soldatenunterkünfte hielt, Ställe und dergleichen. Menschen wimmelten umher, aber kaum jemand achtete auf mich.

Ein Schmied mit Lederschürze beugte sich über den Huf eines Pferdes, den Hammer erhoben, um einen weiteren Nagel durch das Eisen zu treiben, das er dem Tier anlegte. Am Kopf des Rosses hielt ein Halbwüchsiger in zerlumptem Hemd und löchrigen Beinlingen den Zügel und bohrte sich zugleich mit der freien Hand in der Nase. Ein untersetzter Mann reichte pralle Säcke mit Gemüse von der Ladefläche eines Wagens zu einem zweiten hinab. Aus einem leeren Stall kam ein Rattenfänger, der seinen einrädriigen Stab vor sich herschob. Ihm folgten mehrere magere Katzen, deren Aufmerksamkeit ganz dem halben Dutzend Nagetiere galt, die an ihren Schwänzen von dem Stab hingen. Einige Soldaten lungerten am Holzbrunnen herum, ließen einen Weinschlauch kreisen und beäugten die junge Magd, die einen Eimer aus den Tiefen des Brunnenschachts heraufzog.

Gerüche hingen in der Luft: Pferdemist, Holzrauch und frisches Brot. Letzterer ließ meinen Magen knurren, und ich dachte voll Sehnsucht an Weizenbrot, frisch aus dem Ofen, das noch warm mit Butter und Honig bestrichen wurde. Gequält drängte ich das Bild beiseite, denn in letzter Zeit hatten Welten meine Kost von solchen Leckereien getrennt.

»*Cette direction.*« Stiefel und Fäuste deutete über meine Schulter auf eine Tür im Erdgeschoss des Wohnturms.

Ich bemerkte einen drängenden Unterton in seiner Stimme. Der heftige Stoß, der folgte, bestätigte, dass er es eilig hatte.

Eine Frauenstimme drang von oben herab. Sie klang verärgert und tadelnd. Mein Blick folgte der Treppe, die vom Hof hinauf zum reich verzierten Eingang in der Wand

des Turms führte. Eine zierliche Gestalt – Isabelle, an ihrem grünen Mantel erkennbar – hatte die oberste Stufe erreicht, wo eine Frau mit üppiger Figur sie erwartete. Dem drohenden Finger und dem fortwährenden Geschimpfe nach handelte es sich um Isabelles Amme.

Ich wollte so gern, dass Isabelle sich umdrehte, mich sah und mich mit einer freundlichen Geste bedachte. Wieder hätte ich beinahe nach ihr gerufen, aber Stiefel und Fäuste kam mir mit einem scharfen Schlag zuvor, bei dem ich mir auf die Lippe biss. Nun sicher, dass etwas nicht stimmte, schaute ich mich nach jemandem von hoher Stellung auf dem Burghof um, dem Vogt oder einem Ritter, aber ich entdeckte niemanden. Ich ging schleppend, aber es machte keinen Unterschied. Bald hatten wir die unheilvoll aussehende Tür erreicht, und nachdem er sie mit einem schweren eisernen Schlüssel aufgeschlossen hatte, trieb er mich in den dunklen, feuchten Raum dahinter.

Ich schaute um mich, während sich meine Augen ans Halbdunkel gewöhnten. Holzpfeiler, dicker als ein Mann, standen ein Dutzend Schritte auseinander und stützten, was über mir war, vermutlich den Boden der Wohnhalle. Auf allen Seiten waren Türen in den Wänden. Ich hielt sie für Kornspeicher, Lagerräume und Kerkerzellen. Mein Verdacht, was Letzteres anging, wurde bestätigt, als Stiefel und Fäuste mich auf eine offene Tür zutrieb, die wie der Eingang eines Grabmals klaffte. Ich blieb stehen. Ich war kein Königskind wie Aoife, aber ich war auch kein Schwerverbrecher. Ich verdiente ein besseres Quartier als ein Verlies. Mit zum Widerspruch geöffnetem Mund wandte ich mich Stiefel und Fäuste zu.

Auf diese Gelegenheit hatte er nur gewartet. Seine rechte Faust schoss vor und traf mich unter dem Kinn. Dass sie mit einer schweren Eisenkette umwickelt war, sollte ich erst später erfahren. Wie ich am Boden aufprallte, merkte ich nicht.

KAPITEL II

Was soll ich über die schreckliche Zeit berichten, die darauf folgte? Ich vermochte nicht einmal zu sagen, wie lange ich in dem Höllenloch schmachtete. Damals erschien es mir wie eine Ewigkeit, später erfuhr ich, dass es etwas mehr als eine Woche gewesen war. Nur eine dünne wollene Decke trennte mich vom Boden aus gestampfter Erde, und ich fror ständig. Ich würde sogar wetten, dass die Kälte genauso schlimm war wie in dem windgepeitschten Kloster auf Lindisfarne, über das ich von Mönchen gehört hatte. Um mir die Knochen zu wärmen, stapfte ich in meiner Zelle, die sechs mal sechs Schritte maß, auf und ab. Von der Tür ging ich bis an die gegenüberliegende Wand, zuerst mit ausgestreckter Hand, damit ich nicht gegen die Steine prallte, dann, bei wachsendem Ortsgefühl, mit beiden Händen an der Decke, die ich mir um die Schultern gewickelt hatte.

Völlige Dunkelheit war meine Welt. Dass die Stunden verstrichen, bemerkte ich nur, weil immer wieder ein Soldat kam und mir Essen und Bier brachte. Ich hatte keine Vorstellung, wie oft diese Besuche erfolgten, aber mein knurrender Magen deutete darauf hin, dass er vielleicht einmal am Tag kam. Weit seltener erschien einer meiner Wärter, um meinen überquellenden Eimer auszuwechseln.

Während solcher kurzen Momente drang ein schwaches Licht von der Außentür in den Keller und dadurch auch in meine Zelle. Fast blind, aber darauf erpicht, herausgelassen zu werden, begrüßte ich die Wärter zuerst mit entrüsteten Protesten, dass ich nicht hier sein sollte,

dass ich zwar eine Geisel, aber immer noch ein Edelmann sei. Ob sie meine furchtbare Mischung aus Irisch und Französisch verstanden, weiß ich nicht zu sagen. Entweder lachten sie darauf oder gaben gar keine Antwort. Ich lernte bald, den Mund zu halten, denn nach mehreren Versuchen stattete Stiefel und Fäuste mir einen Besuch ab.

Er setzte eine Fackel in einen Halter neben der Tür, postierte für den Fall, dass ich Widerstand leisten sollte, einen Soldaten mit gezücktem Schwert, dann trat er mich grün und blau. Obwohl ich darauf brannte, mich zu wehren, ließ ich es sein, denn gegen zwei bewaffnete Widersacher war jeder Versuch zum Scheitern verurteilt. Ich rollte mich zusammen und versicherte mir, dass es besser sei, wund und verhungert zu überleben, als im Verlies an einem Stich in den Bauch langsam zu verrecken.

Er kam wieder, als ein Wächter mir das nächste Mal Essen brachte, und verprügelte mich erneut. Vermutlich von einem irischen Matrosen hatte er in der Zwischenzeit erfahren, dass das Wort *Amadán* so viel wie Schwachkopf bedeutete, und war vor Wut außer sich. Ein Tritt gegen den Schädel sandte mich wirbelnd in die Schwärze der Bewusstlosigkeit.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich am Boden gelegen habe, aber als ich zu mir kam, litt ich Schmerzen, wie ich sie noch nie erlitten hatte. Jeder Atemzug stach in der Brust, ein Zeichen, dass ein paar Rippen angebrochen waren. Mein Gesicht war blutverkrustet. Ich hatte einen Schneidezahn verloren, und mein Bauch fühlte sich an, als hätte der Hufschmied vom Burghof ihn stundenlang mit seinem Hammer bearbeitet. Bei allen Heiligen, Stiefel und Fäuste wusste, wie man Schmerzen zufügte.

Ich lernte aus diesen Prügeln. Von diesem Zeitpunkt an zog ich mich an die hintere Wand meiner Zelle zurück, sobald ich hörte, dass sich Schritte näherten, und wartete auf das Knarren der Tür. Misstrauisch wie ein wildes Tier sah ich zu, wie Schüssel und Becher auf den Boden gestellt

wurden. Erst wenn sich wieder völlige Schwärze eingestellt hatte, kroch ich auf allen vieren – richtig, wie ein hungriger Hund – zu meiner mageren Ration und schlang sie hinunter.

Im Dunkeln allein, halb totgeprügelt, durchgefroren bis aufs Mark und rasend vor Hunger, verlor ich beinahe den Verstand. Zuerst half mir das Gebet, aber als es Tag für Tag, Nacht für Nacht unbeantwortet blieb, verlor ich die Hoffnung. Mönche mögen mit Fasten und Einsamkeit vertraut sein, aber sie mussten nie in einem Verlies schmachten. Sie wurden nie so lange im Dunkeln gehalten, bis auch der schwächste Sonnenstrahl wie ein Blitzschlag in den Augen schmerzte, hatten nie die fachkundigen Aufmerksamkeiten von Stiefel und Fäuste erdulden müssen.

Ich gab das Beten auf, träumte von Irland, malte mir aus, wie es dort wäre.

Über die Heimat meiner Kindheit, über Cairlinn, habe ich noch nichts berichtet. Am nördlichsten Ausläufer von Leinster befindet es sich am Südufer eines langen schmalen Meeresarms, auf dessen anderer Seite Ulster liegt. Ein steiler Berg ragt hinter der Siedlung auf. Sliabh Feá nannten wir ihn – die Engländer würden es »Schlie-af Fay« aussprechen. Viele schöne Sommertage lag ich mit meinen Freunden auf dem Gipfel. Vom Wettlauf nach oben schwer atmend schauten wir über den schmalen Wasserstreifen, der Cairlinn von Ulster trennte. Als Männer, prahlten meine Freunde und ich, würden wir nach Norden ziehen und Vieh stehlen, ganz wie unsere Väter und Großväter es getan hatten. Die Clans von Ulster waren stets unsere Feinde gewesen, oder wenigstens hieß es so in den Geschichten.

Die Erinnerungen halfen mir eine Weile über meine Lage hinweg. Ich saß an die Zellenwand gelehnt, die Decke eng um mich gelegt, und stellte mir die großen Hände meines Vaters mit ihren Schwielen und gebrochenen

Nägeln vor, die dennoch sanft waren und mir zeigten, wie man ein Schwert greift. Mutter, die Stirn vor Konzentration gerunzelt, brachte meiner jüngeren Schwester das Sticken bei. Der Ruf der Lerche schallte an einem warmen Sommertag über Sliabh Feá. Der verlockende Geruch von frisch in der Bucht gefangenen Makrelen, die nun in Butter brieren, oder von Brot frisch aus dem Ofen, drang mir in die Nase. Ich sah Frauen und Männer, die in der längsten Nacht des Jahres um die großen Feuer tanzten. Bealtaine nennen wir es. Die Engländer kennen es als Beltane. Winterabende, die man vor dem Feuer verbringt, während draußen der Sturm tobt, und der Barde webt Geschichten von Liebe und Verrat, Freundschaft und Feindschaft, Krieg und Tod. Mein Name Ferdia stammt aus der legendären *Táin*, einer Geschichte, die seit tausend Jahren und länger an den Feuern Irlands erzählt wird. »Teun« wäre eine Entsprechung des Wortes, die englische Zungen noch am ehesten bewältigen könnten.

Ich hatte damals noch nicht viel vom Leben gesehen. Nach nur kurzer Zeit ging mir der Vorrat an Erinnerungen aus. Ich versuchte sie erneut zu durchleben, aber das Elend meiner Lage wurde mir zu groß. Völlig niedergeschlagen vergoss ich bittere Tränen, und in meinem Kopf wütete ich gegen die Ungerechtigkeit, die mir zugefügt wurde. Ich betete zu Gott, aber der Herr gab keine Antwort. Zorn verdrängte meine Furcht, und ohne zu überlegen, wer es hören könnte, hämmerte ich gegen die Tür, bis meine Hände aufgeschürft waren und bluteten. Niemand reagierte, niemand kam. Ich würde hier sterben, schien es. Verzweiflung und Erschöpfung überfielen mich, und ich sackte am Boden zusammen. Nicht lange dauerte es, und ich war trotz der Kälte und meines Herzenskummers eingenickt.

Ich fuhr aus dem Schlaf hoch, weil ein Scharren mich weckte. Ich sprang auf, und als der Riegel ganz beiseitegeschoben war, schlurfte ich weg von der Tür. Mir